

meinsamen Kommission eingewilligt hätten. Jeweils sechs Vertreter jeder Partei sollten dort über den Austausch von Gefangenen und einen Waffenstillstand verhandeln.

Die Gründe für die Abwesenheit Usbekistans auf dem Treffen in Teheran sind bislang jedoch vielen Beobachtern nicht klar. Offenbar wünscht Taschkent, daß die afghanischen Provinzen an seiner Grenze auch weiterhin unter Kontrolle Dostums bleiben und so ein Glacis gegen islamisch-fundamentalistische Einflüsse in Usbekistan bilden. Wie alle seine Amtskollegen in den islamischen Republiken Zentralasiens besteht Staatschef Karimow auf einer strikten Trennung zwischen Staat und Religion.

Bewegung in die Verhandlungen versucht auch die OIC zu bringen, deren Sekretariat in der saudiarabischen Hafenstadt Jeddah angesiedelt ist. Der OIC-Sondergesandte für Afghanistan, Scheich Ibrahim Saleh al-Bakr, hat inzwischen Gespräche mit Dostum und dem Taleban-Chef Omar über einen Waffenstillstand geführt. Zudem hat die OIC Jeddah als Ort für eine spätere Friedenskonferenz vorgeschlagen. Ihr Sprecher Ibrahim Saleh Bakr empfahl den Kriegsparteien, einem bedingungslosen Waffenstillstand zuzustimmen. In Islamabad schlug er Ende 1996 vor, etwa 60 bis 100 Mitglieder seiner Organisation und der UNO sollten seine Einhaltung überwachen. Wenn sich die Führer der Par-

teien darauf geeinigt hätten, würden sie von Saudi-Arabien nach Dschidda eingeladen, um über einen Frieden und eine Übergangsregierung zu verhandeln.

Im November unterstützt der vertriebene Präsident Burhanuddin Rabbani die Vorschläge der UN-Konferenz. Er plädiert für eine Verhandlungslösung im Konflikt um Kabul. In Paris erklärt er, seine Truppen hätten nicht die Absicht, Kabul mit Gewalt zurückzuerobern, und ruft die Taleban auf, einem Waffenstillstand zuzustimmen. Mit Rücksicht auf Zivilisten würden weder die Stadt noch die Stellungen der Taleban bombardiert. Die Taleban hingegen weisen diese Lösungsvorschläge als nicht im Sinne des afghanischen Volkes zurück.

Bücher

McDowell, Christopher: Sri Lankan Tamils, Migration, Settlement and Politics in Switzerland. Providence, Oxford: Berghahn Books. 308 S. ca. DM 80,-.

Einen kritischen und unabhängigen Blick auf Tamilen und Schweizer bietet die Analyse des englischen Ethnologen Christopher McDowell, der sich auf Asylprotokolle und eigene Interviews stützt. Die unter den britischen Kolonialherren aufgestiegenen Tamilen Sri Lankas wurden nach der Unabhängigkeit 1948 unter der autoritären Regierung der sinhalesischen Bevölkerungsmehrheit langsam ihrer Rechte enthoben. Schon früh gingen Tamilen ins Ausland, doch erst nach den Ausschreitungen von 1983 kam es zu einem Massenexodus. Die Zahl der Tamilen in der Schweiz stieg zwischen 1983 und 1991 von 800 auf über 7.000 und mittlerweile leben dort etwa 25.000, dies ist der höchste prozentuale Bevölkerungsanteil der Tamilen in Europa.

In der Schweiz konnten Tamilen in der Hochkonjunkturphase leicht Arbeit finden und somit ihre Familien finanziell unterstützen. Zusätzlich nutzten professionelle Schleppergruppen die durchlässigen schweizer Grenzen aus. Erst das Rückführungsabkommen mit Sri Lanka wirkte ab 1994 abschreckend.

Mit der Zeit veränderte sich die Zusammensetzung der Migrantengruppen. Zu Beginn kamen überwiegend junge Männer aus der Mittelschicht aus politischen und wirtschaftlichen Gründen, später junge Tamilen aus unteren Schichten und aus ländlichen Gebieten. Diese waren meist eher schlecht ausgebildet, länger in den Bürgerkriegswirren eingebunden und stärker politisiert. Auch der Frauenanteil stieg mit der Zeit und es kam neben arrangierten Ehen in der Schweiz zu Kettenmigrationen und zum Familienzug.

Innerhalb der Exiltamilen in der Schweiz weist McDowell auf verschiedene Differenzierungsprozesse und Spaltungen hin. Die frühen, meist hochkastigen Migranten fürchten, daß die "Neuen" mit ihren modernen Einstellungen und der Ablehnung des Kastenwesens den guten Ruf der Tamilen in der Schweiz ge-

fährden könnten. Neben diesem eher religiös bedingten Konflikt besteht auch einer zwischen "Jaffna"-Tamilen und Tamilen aus anderen Regionen. So haben sich Tamilen von der nordwestlichen Insel Pungudutivu, die in Sri Lanka oftmals wie Hausierer behandelt werden, im Schweizer Exil einen Status ("starke Diaspora") erarbeitet, der ihnen von Jaffna-Tamilen geneidet wird. Doch auch die politische Rivalität zwischen den auch in der Schweiz dominanten "Liberation Tigers of Tamil Eelam" (LTTE) und andersdenkenden Tamilen reicht in das Exil. Die LTTE entwarf das Bild einer "Opfer-Diaspora", das nicht allgemein akzeptiert wird und Kämpfe zwischen den Fraktionen rücken die Tamilen in ein schlechtes Licht. Weitere Probleme lassen sich an der Situation der tamilischen Frauen festmachen, die oftmals wegen einer fehlenden Integrationspolitik isoliert sind.

McDowell setzt sich in seinem Buch für außenpolitische Initiativen ein, die, mit anderen europäischen Staaten abgestimmt, den Druck auf Sri Lanka zur Einhaltung der Menschenrechte verstärken und in der Wirtschaft arbeitsintensive Produktionen fördern solle. Letztlich sollten auch die tamilischen Flüchtlinge verstärkt in die Entwicklung von Lösungsstrategien eingebunden werden, insbesondere bei Rückführungsfragen. Somit dürfte diese Publikation, auch wenn sie auf englisch erschienen ist, die ins Stocken geratene Diskussion um die Tamilen in der Schweiz weder beleben.

Christof Mathis

Matin Baraki: Die Beziehungen zwischen Afghanistan und der Bundesrepublik Deutschland 1945-1978. Peter Lang Verlag, Frankfurt/M., Berlin u.a. 1996 (Europäische Hochschulschriften, Reihe 31, Bd. 299). 690 S., 168 DM.

Brigitte Erler hat in ihrem Buch Tödliche Hilfe als erste die negativen Folgen der Entwicklungshilfe im Süden aufgezeigt. Der Titel wurde zum geflügelten Wort, das Buch fast schon zum Klassiker. Was sie 1985 am Beispiel Bangladesch darlegte, hat jetzt der in Marburg lebende Afghane Matin Baraki mit der (bundes)deutschen Entwicklungshilfe für sein Heimatland nachvollzogen, eingebettet in eine akribisch

recherchierte und detailliert belegte Studie der bilateralen Beziehungen von 1903 (erste deutsche Waffenlieferung von 22 Geschützen) bis 1978.

Afghanistan spielte in der internationalen Entwicklungspolitik alles andere als eine Nebenrolle. Nach dem Zweiten Weltkrieg hatte sich das mittelasiatische Land konsequent aus allen Blöcken herausgehalten, wurde so in den 50er bis 70er Jahren zur "Arena der friedlichen Koexistenz". Beide Supermächte wetteiferten damals mit friedlichen Mitteln: mit Entwicklungshilfe. Die afghanische Regierung übertrug den USA und der UdSSR sowie der - in vielen afghanischen Augen - "dritten Kraft Deutschland" die Entwicklung je einer ganzen Provinz. Während die USA ihr Bewässerungsprojekt in Helmand in den Sand (besser: auf Salz) setzten, verwandelten sowjetische Experten das ostafghanische Nangrahar in eine blühende Agrarregion. Für die BRD war die "Regionalentwicklung der Provinz Paktia" im Südosten des Landes finanziell das umfangreichste Entwicklungsprojekt, das sie je in Angriff nahm.

Baraki hält es wie die anderen BRD-Unternehmungen in Afghanistan für weitestgehend gescheitert. Verantwortlich dafür ist eine "Summe aus Konzeptionslosigkeit, Planungsfehlern, mangelnder Kooperation, Desinteresse, Verschwendung von Geldern und Korruption" (Norman Paech im Vorwort). Schon das erste Nachkriegsprojekt, der Bau des Staudamms Mahipar durch Siemens, wurde selbst im Bonner BMZ als "Fehlschlag" bewertet, wie Baraki belegt.

Die deutsche Entwicklungshilfe war von Anfang an politischen Eigeninteressen untergeordnet. Interesse an Afghanistan erwuchs überhaupt erst in der Planung des Ersten Weltkriegs. Später kam die Systemauseinandersetzung: "Wir müssen sie so ansehen wie eine Art Garantie, daß der große revolutionäre Prozeß, der zwei Drittel der Menschheit erfaßt hat, nicht über die Ufer schlägt und uns alle verschlingt", schrieb ein hoher Bonner Beamter. Es ging dabei auch um die Verhinderung der DDR-Anerkennung im Rahmen der Hallstein-Doktrin sowie um die Erschließung von Räumen für die deutsche Exportwirtschaft. "Entwicklungshilfe bietet die Möglichkeit, auf kommerziellen Wege nicht absetzbare Produkte nach Entwicklungsländern zu exportieren", hieß es sogar in einer Wirtschaftszeitschrift. (Daraus lernte offenbar später auch Schalck-Golodkowski, der DES-Devisenbeschaffer.)

Vor den Entwicklungshelfern war schon die Polizei da. Hitlers Büttel bauten in den 30er Jahren Afghanistans Polizei und Geheimdienst neu auf, ab 1957 übernahm Bonn dieses Feld. BRD-Firmen lieferten Elektro-Polizeistöcke, mit denen in Kabul linke Studenten zusammengeknüppelt wurden, und foltertaugliche Gerätschaften. Der BND, schon zur gleichen Zeit bei Ausbildung und Ausrüstung dabei, "engagierte sich [später in den 80ern - d.A.] für die Mudschaheddin mit dem klassischen Spektrum der Waffen des verdeckten Krieges" (Geheimdienstexperte Schmidt-Eenboom). Selbst in Bayern wurden afghanische Guerilleros ausgebildet.

Auch wenn Baraki es in seiner Vorbemerkung ausdrücklich dem Leser überläßt, einzuschätzen, "ob diese eine 'tödliche Hilfe' gewesen ist", geben die Fakten eine deutliche Antwort. Baraki differenziert allerdings nicht zwischen den politischen Rahmenbedingungen und den Akteuren der Entwicklungshilfe, bei denen es zumindest ansatzweise doch das berühmte "richtige Leben im falschen" gab. Persönliche

Kontakte zwischen Nord und Süd und damit einsetzende Lernprozesse sind Voraussetzung für Engagement im Norden, um die "falschen" Rahmenbedingungen zu verändern. Viele ehemalige BRD-Entwicklungshelfer engagieren sich heute weiter in kleinen, guten Projekten für Afghanistan.

Auch Barakis oft zu platte marxistische Terminologie schafft streckenweise ein zu holzschnittartiges Bild, etwa wenn von "Arbeiterklasse", "Bauernbewegung", der "sich formierenden Klasse der handels- und Kompradorbourgeoisie" oder von auf dem Lande dominierenden "feudalen Verhältnissen" die Rede ist. Die afghanische Gesellschaft, das müßte er wissen, ist doch erheblich komplizierter als nur entlang von Klassenlinien strukturiert. Wie der Kampf gegen die sowjetischen Truppen zeigt, funktionierte sie auch erheblich anders als in der "marxistisch-leninistischen" Theorie vorgesehen.

Baraki seziert einerseits hohle Phrasen aus dem Westen - und zieht dann unkritisch offizielle sowjetische Verlautbarungen heran, um eigene Argumente zu belegen. Auch seine These von der "nahtlosen Kontinuität der Afghanistanpolitik des deutschen Imperialismus" vom Kaiserreich über die Nazis bis zur Nachkriegs-BRD ist zu linear. Eigeninteressen bestimmten übrigens auch zunehmend die "internationalistische" Politik der DDR gegenüber Afghanistan. Man wünschte sich, Baraki hätte wenigstens kurz auch dieses Kapitel deutsch-afghanischer Beziehungen angeschnitten.

Heute ist Afghanistan entwicklungspolitisch ein vergessenes Land. Nachdem die sieben Millionen afghanischen Flüchtlinge auf dem Schachbrett des Ost-West-Konflikts ausgedient hatten, kam die groß angekündigte UN-"Operation Salam" (Frieden) zum Wiederaufbau nie zustande. Die "Geberländer" gaben kaum etwas. Die Bundesregierung, die nach dem sowjetischen Einmarsch 1979 alle Projekte einstellte, kann sich bis heute nicht wieder dazu durchringen, Projekte für die afghanische Bevölkerung zu fördern. Selbst die zahlreichen afghanischen und deutsch-afghanischen Nichtregierungsorganisationen werden auf dem Trockenen sitzen gelassen. Auch hier geht wieder Eigen- vor Gemeinnutz: Deutschland muß sparen. Entwicklungshilfe wird von den meisten Politikern und Wählern ohnehin als bodenloses Faß angesehen. Afghanistan ist weit und die eigene Mitverantwortung für das dortige Inferno vergessen.

Thomas Ruttig

Andreas Gruschke und Jürgen Winkler: Das Dach der Welt - Himalaya und Karakorum. München 1996. J. C. Bucher Verlag. 88 Seiten, gebunden. ISBN: 3-7658-1066-5. Preis: 39,80 DM.

Erstmals nach seiner Ko-Autorenschaft an dem vom Blanche Olschak, Augusto Gansser und Emil Bühler verfassten Klassiker über den Himalaya befasst sich der als Reiseleiter auf Tibet und China spezialisierte Geograph und Sinologe Andreas Gruschke, der zwischenzeitlich primär durch Sachbücher über China, Tibet und die Seidenstraße aufgefallen war, wieder mit dem "Dach der Welt". Zusammen mit dem Fotografen Jürgen Winkler trägt er damit einen weiteren Baustein zu der Reihe "Begegnung mit dem Horizont" bei. Während der erste von zwei Teilen des Buches sich mit dem Thema "Zu den Göttersitzen im Reich des Schnees" befasst, konzentriert sich der zweite Teil auf das "Reisen auf dem Dach der Welt", also vornehmlich auf reisepraktische Hinweise und